

674.

Ein Büchlein Lyrik

von

Victor von Andrejanoff.



72387.

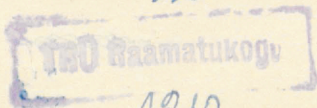
Riga,

Verlag der Stahl'schen Buchdruckerei (H. Rueß).

1886.

Ein Buchlein Lyrik

Дозволено цензурою. — Рига, 3. Ноябра 1886 г.



2t.

1210

i 41085371

Liebesfeier.

Schrankenlos und sonnenglänzend
Wie das unbewegte Meer
Breitet ihre Silberfluthen
Meine Liebe um Dich her —

Und Du gleitest hin auf ihnen
Wie ein stiller weißer Schwan;
Sonnenwellenstäubchen folgen
Deiner königlichen Bahn.

Meine Herzenslieder steigen
Aus der Fluth, ein klingend Heer,
Preisen deine lichte Schöne,
Schirmen Dich mit goldner Wehr.

Meine Grüsse, meine Küsse
Dich umwehen weich und lind,
Wie im Wald um wilde Rosen
Weht der junge Frühlingewind.

Alles klingt und Alles jubelt
In dem weiten Liebesall,
Alles schmückt zur Hochzeitsfeier
Sich mit Duft und Glanz und Schall . . .



Serenade.

¶ Nacht, Du wunderbare,
Im lichten Sternentkleid,
Im Mondenstrahlenhaare,
Boll stiller Herrlichkeit,
Sei tausend Mal willkommen!
Du hast den Bann genommen
Von meiner harrenden Brust,
Nun wandelst Du Leid in Lust.

Am hellen, lauten Tage
War ich so ganz allein,
Mit jedem Herzensschlage
Wuchs meine Sehnsuchtspein.
Das fieberhafte Hasten,
Das selbstgefällige Rasten
Der Menschen ferne mir lag,
Kein Gott daraus zu mir sprach.

Doch wenn so still die Erde,
So mild und traut die Nacht,
Wenn, wie die Sternensheerde
Durch Ätherfernen sacht,
Der Liebe süßes Sehnen,
Unsaybar holdes Wähnen
Durch Herzenstiefen nur geht,
Der Menschheit schönstes Gebet —:

Dann bin ich neu geboren,
Dann schaue ich, in Ruh'
Versunken und verloren,
Erhabnen Träumen zu;
Dann blüht aus Lust und Schmerzen
In meinem vollen Herzen
Empor manch' klingendes Lied,
Das leis von der Lippe zieht.

Und alle Lieder preisen,
Maria, Dich allein,
In meinen schönsten Weisen
Wirfst Du unsterblich sein.
O, lausch' dem zagen Worte!
O, öffne mir die Pforte,
Wenn Lied und Liebe nur wacht
In der italischen Nacht!



Barkarole.

Leise zieht die Gondole
Über die Silberfluth;
Auf, mein Barkarole,
Führe die Ruder gut!
Über den schlanken Pinien
Steigt schon der Mond empor,
Bald bei den stillen Bignon
Halt' ich am Gartenthor.

Süß durch die Abendlüfte
Wehen vom Lande her
Blüh'nder Orangen Düste
Über das wogende Meer.
In der Ferne singen
Fischer der Jungfrau Preis
Und die Glocken klingen
Vom Klosterthurme leis.

Heimliches Plätschern der Fluthen,
Windzug und Liederhall,
Flimmernder Mondesgluthen
Zauber allüberall, —
Märchenduftige Stille,
Liebesüberfluß
Und in seliger Fülle
Schwelgender Hochgenuß!

Wie eine glühende Kohle
Schimmert ein Licht in der Fern',
Dort, mein Barkaruole,
Strahlt uns der schönste Stern!
Schwing', o schwinde die Ruder,
Schwinde sie stark und sacht,
Führe zum Hasen mich, Bruder,
Schnell durch die glänzende Nacht! . . .

Halt! -- Schon sind wir am Orte,
Steuere nun userwärts!
Offen winkt mir die Pforte, --
Springe nicht, pochendes Herz!
Aus den schattigen Gängen
Schimmert weißes Gewand, --
Alle Pulse drängen
Fiebernd zum dämmernden Strand!

Horch! -- Da jubelt's entgegen
Meinem haltenden Kahn,
Zieht auf blumigen Wegen
Mich zum Garten hinan.
Unter Myrthen und Rosen
Halt' ich nun wonnige Raft,
Bin beim Küssen und Kosen
Seligster Liebe Gast . . .



Musik.

Musik ist wie das Abendroth,
Das mild am Himmel flammt,
Das schnell erstrahlt und schnell verloht, —
Wer weiß, woher es stammt?

Musik ist wie die Sternenpracht,
Unendlich, — wundersam,
In warmer, stiller Sommernacht, —
Wer weiß, woher sie kam?

Musik ist wie der Blumen Duft,
Unfaßbar, unsichtbar
Sich wiegend in durchsonnter Luft, —
Wer weiß, wo einst er war?

Musik ist wie das Menschenherz,
So räthselhaft bewegt,
Voll Liebeslust, voll Sehnsuchtschmerz, —
Wer weiß, warum es schlägt? . . .



Elfenhöh'.

Die Luft ist warm und der Mond scheint hell,
Die Bäume sich schläfrig neigen, —
Es schreitet rüstig ein junger Gesell
Dahin unter schattigen Zweigen,
Durch den Wald noch will er in dieser Nacht,
Erreichen das Dorf, eh der Tag erwacht; —
Doch Liebe schafft Leiden.

Die Luft ist warm und der Mond scheint hell
Um Mitternacht im Walde.
Am glitzernden schilfsaumfäumten Quell
Auf einsamer Blumenhalde
Da schlingen die Elfen den lustigen Reih'n,
Du nächtiger Wanderer, hüte Dich fein —
Denn Liebe schafft Leiden.

Er tritt hinaus aus der grünen Nacht
Und steht auf duftigem Plane, —
O Waldeschauer! O Mondenpracht,
Mit deinem berückenden Wahne!

Was gaukelt dort in flimmerndem Schein?
Was winkt, was lockt zum bräutlichen Reih'n?
Ach, Liebe schafft Leiden.

Die schönste Jungfrau sich lächelnd naht
In weißem Liliengewande —:
„Halt ein, wohin Dich auch führt dein Pfad,
Und raste im Geisterlande!
Wohin sonst dringen nur Hirsch und Reh,
Willkommen, mein Freund, auf der Elfenhöb'!“ —
Ach, Liebe schafft Leiden.

Er hörte wie Silberglockengetön
Ihre liebliche Red' erschallen,
Er sah ihr Antlitz, so bleich, so schön,
Er sah ihr Goldhaar wallen —:
„Und wenn ich in deinem Reiche bin,
Bielholde Fraue, so nimm mich hin!“ —
Ach, Liebe schafft Leiden.

Die Luft ist warm und der Mond scheint hell,
Die Elfen schlingen den Reigen,
Mit der Königin tanzt der junge Gesell
Bis Mond und Sterne sich neigen,
Dann sinkt er an ihre schneeige Brust
Unter Blumen in seliger Liebestlust; —
Doch Liebe schafft Leiden.

Die Luft war warm und der Mond schien hell,
Nun schauert es leis in den Bäumen,

Nun plätschert lauter der Wiesenquell
Dahin ob verklungenen Träumen —
Und als erglänzte das Morgenroth,
Da lag der Wanderer im Grafe todt, —
Denn Liebe schafft Leiden.

Der Wanderer.

„Du bist ein stolzer Mann, an deinem Orte er liegt,
Die Hand hat sich nicht bewegt, wenn seine Hand sie schlug,
Hast du dich nicht schon so oft geirrt, wie ich mich irren sah?
Zu dem zerfallnen Turme hast du dich nicht hingewandt,
Sich, er hat keine Bedenkung; ob der Berg, die Hügel und die Thäler,
Nach in's Gemach ihm stiegen, er hat sie nicht gesehen aus,
Hast du nicht die Hügel kein, die Hügel nicht gesehen aus,
„Der Tag ist nicht auf dem Felde und im Thale er ruhet,
Bekannt, einmahl bekannt, das was ich nicht gesehen sah.“

Der fremde Spielmann.

„Ihn trug aus weiter Ferne, aus unbekanntem Land
Ein Schifflein ohne Steuer hierher an unsern Strand,
Nicht sagt' er seinen Namen, noch seines Lebens Mähr,
Wir meinten nur im Stillen, daß er ein Spielmann wär' ;

„Denn eine goldne Harfe an blauem Band er trug,
Die gab gar süße Klänge, wenn seine Hand sie schlug,
Und Zauberweisen sang er, wie Niemand sie gehört,
Seit diese Felsenküste dem Wogendrange wehrt.

„In dem zerfallnen Thurme dort auf der Klippenhööh'
Sucht' er sich seine Wohnung; ob Regen, Wind und Schnee
Auch in's Gemach ihm drangen, er harrete lächelnd aus
Und nannte die Ruine sein „stolzes Herrenhaus.“

„Des Tags strich auf den Felsen und Dünen er umher,
Belauschte, einsam träumend, das ewig tönende Meer ;

Doch wenn die Nacht gekommen mit Mond- und Sternenschein,

Dann hub er an zu singen im Thurme ganz allein.

„Er sang — wie soll ich's künden, was Niemand recht verstand,

Was doch zu aller Herzen den Zauberschlüssel fand?

Wie soll ich Euch erklären die süße Räthselmacht,

Wie soll ich Euch beschreiben der Löne Wunderpracht?

„So singen konnte Einer, nur Einer auf der Welt,

In dessen Geist zum Menschen die Gottheit sich gesellt!

Seht, weiß sind meine Haare von siebzigjäh'ger Noth

Und nur mit Freuden denk' ich an meinen nahen Tod — :

„Doch wollt' ich gern die Jahre durchleben einmal noch

Und einmal noch mich beugen dem gleichen Daseinsjoch,

Gäh' uns für kurze Weile ein gnädiges Geschick

Den unbekanntem Spielmann, den göttlichen, zurück!

„Der sel'gen Engel Güte, Erhabenheit und Huld

Trug er im lichten Herzen, frei von der Menschen Schuld;

Doch hatte ihn wohl manches gewalt'ge Weh versehrt,

Wie seine traurigen Augen uns Allen bald gelehrt.

„Wir sind nur arme Fischer, von Geist und Sitten roh,

Doch glaubt, nie ward ein König geehrt von Rittern so

Wie wir den Spielmann ehrten, der uns'rer Armuth

Gast,

Wie wir ihn liebten und hegten auf seiner letzten Raft!“

— Der alte Fischer neigte sein graises Angesicht
Und schwieg. Ich aber sagte: „Mein Freund, noch kenn'
ich nicht
Das Ende eurer Mähre!“ — Da wies er mit der Hand
Auf eine weiße Tafel im grauen Felsenstrand.

Fest war sie eingefüget hoch ob der Meeresfluth
Und ihre Schrift besagte mir, wer darunter ruht —:
„Dem unbekanntem Spielmann ein dankbar Menschenberg!
Die Harfe blieb hier unten, — der Klang zog himmel-
wärts.“ —



Fabel.

Der Rabe sprach: Mich ekelt sehr
Das nicht'ge Treiben ringsumher,
Der Teufelslärm, der Sündenschwall,
Der tolle Klingklang überall.
Wie roh die Lerche jubiliert,
Wie frech die Nachtigall musiziert,
Wie heionisch ruft der Auckuck drein,
Wie demagogisch klingt das Schrei'n
Bon Amsel, Beisig, Fink und Meise,
Indeß ich Gott mit Schweigen preise!"

Der Uhu drauf erwiderte:
„Das laute Treiben widerte
Schon lang' auch mich im Herzen an!
Zwar bin ich kein so frommer Mann
Wie Du, doch Philosoph von Fach,
Der über Alles dachte nach,
Auch Staatsgelehrter und Ökonom,
Wie Cicero im alten Rom.
Da kam ich leichtlich denn zum Schluß,
Daß jeder Andre schweigen muß
In einem Staat, den wir regieren,
Soll unser Regiment florieren.
Denn Ruh' ist erste Bürgerpflicht,
Wer singt, der denkt, — wer denkt, der bricht

Gar leicht Gesetz und Disziplin,
Die wir erfanden nur für ihn!“

„„Oho! — klang's plötzlich donnernd drein,
Daß schwül und bange ward den Zwei'n —
Find' ich die beiden saubern Brüder,
Verdummungspläne schmiedend wieder?
Duckmäuser Ihr und Finsterlinge,
Bereit zu stutzen jede Schwinge,
Jeden Gedanken roh zu meistern,
Und jeden Schnabel zu verkleistern,
Meint Ihr so leicht zu usurpieren
Im grünen Wald das Regiment,
Indeß in seinen Lustrevieren
Man mich der Vögel König nennt —?
Hebt Euch von hinnen, macht Euch fort,
Ein Jeder an den heimischen Ort!
Du, frommer Nabe, in das Nest,
Das hoch von blickgetroffner Föhre
Herniederstarrt in's Wüste, Leere, —
Dort feire deines Glaubens Fest!
Du aber, Uhu, Freund der Nacht,
Verbirg Dich tief im Felsenschacht, —
Dort magst Du zu den Steinen sprechen
Und ihren Starrsinn listig brechen,
Gewiß mit Lust vernehmen sie
Deine Staats- und Weltphilosophie! —

„„Zum Abschied aber sag' ich Euch:
Wie wird in meinem weiten Reich,

So lang' der goldne Sonnenschein
Herniederglänzt auf Feld und Hain,
So lang' zum Himmel Blumen steigen,
So lang' zur Erd' sich Wipfel neigen,
Nie wird verstummen Sang und Klang
Und bunter lebensvoller Drang!
Die Lerche und die Nachtigall,
Die Finken, Amseln und die Meisen,
Sie werden stets mit hellem Schall
So Licht, wie Lieb' und Freiheit preisen!
Wem leer das Herz, wem kalt der Sinn,
Nur Der vermag nicht zu verstehen,
Daß in dem Singen, Dufte, Wehen
Der liebe Gott ist mitten drin!" —

So klang des Adlers laute Stimme
In königlichen Bornes Grimme —
Und bebend, knirschend flohn die Zwei
In Felsenschlucht und Wüstenei.
Zur goldnen Sonne aber trug
Den Nar empör'ger gewalt'ger Flug. —
Weit hin erglänzte sein Gefieder, —
Ihm folgten tausend Lerchenlieder . . .



Im Sommer.

1.

Möslein, Möslein, sag', warum
Blühst Du so verborgen?
Liegst im tiefsten Schatten ja
Noch am späten Morgen!


Lange eh' die Sonne schied
Wird's für Dich schon dunkel,
Nachts auch dringt durch's Blätterdach
Nicht das Sterngefunkel —

„Doch des Mittags ganze Gluth
Ist auf mich ergossen;
Harren und entbehren muß
Wer solch' Glück genossen.

„Wie die Lieb' ist Sonnenlicht
Höchste Göttergabe —:
Nur wer lang geschmachtet hat,
Freut sich ganz der Labe! —“

2.

Wie süß in Juninächten
Mir duftet der Jasmin,
Wenn in den blühenden Hecken
Sich lockende Träume verstecken,
Im leise wehenden Wind
Flüsternde Stimmen, lind
Wie Liebesgefose, klingen,
Wenn Nachtigallen singen,
Wenn in der Bäume Grün
Sich Mondenstrahlen flechten, —
Wie süß in solchen Nächten
Mir duftet der Jasmin! . . .



3.

Alle Wipfel neigen
 Ohne Regung sich,
 In den grünen Zweigen
 Jeder Glanz erblich;
 Vöglein ruh'n im Schatten
 Tief von Baum und Strauch,
 Von den stillen Matten
 Weht ein feuchter Hauch.

Ein unendlich Sehnen
 Geht zu solcher Stund'
 Und ein süßes Wähnen
 Durch der Seele Grund.
 Liebe streicht verstohlen
 Hin im Dämmerchein,
 Schleicht auf leisen Sohlen
 Sich in's Herz hinein.



4.

Wir fuhren Abends durch stillen Hain,
Des Wipfel glänzten im Mondenschein,
Des Zweige im Windhauch bebten.
Die Vöglein schliefen. Es lag so stumm,
So schattendunkel der Wald ringsum,
Gleich einem erschlossenen Grabe.

Wie todeschaurig hing ob der Nacht,
Wie kalt und traurig die Mondenpracht —:
Erstarren fühlt' ich mein Herze
Da horch! — ein voller, ein warmer Klang!
Die alte Weise Dein Mund mir sang,
Das Lied von Liebe und Treue.

Gleich Funken schwebten die Töne licht
Um Strauch und Bäume — und starben nicht
Im Nebelhauche des Abends.
Und sicherer führte als Mondenschein
Uns durch den stillen, den dunkeln Hain
Das Lied von Liebe und Treue

8.

Zu einander wiegen sich
Bäume in der Nacht,
An einander schmiegen sich
Blumen in der Nacht.
Sternenstrahlen grüßen sich
Flimmernd in der Nacht,
Laue Winde küssen sich
Duftig in der Nacht.
Liebevoll ergründen sich
Herzen in der Nacht,
Wonnefelig finden sich
Lippen in der Nacht...



6.

Der Himmel blaut, die Sonne lacht,
Sie reden vom Sommermorgen,
Doch liegen die Geister der Sommer nacht
Noch in dem Thau verborgen.

Es sagt die Sonne von Tanz und Spiel
Wohl unter blühenden Rosen,
Doch flüstern die Thauetropfen viel
Von nächtig-süßem Kosen.

Mein Lieb, laß' Haus und Hof zurück,
Komm in den Wald zur Stunde!
Dort hören wir von unserm Glück
Die ganze selige Kunde

7.

Waldbach, Waldbach, wohin eilst Du
Durch die Einsamkeit?
Nimmer ruhst Du, nimmer weilst Du
Bis zur Winterzeit!

Lockt des Frühlings frisches Leben
Dich zum Schauen nicht?
Lockt des Sommers heimlich Weben
Dich zum Lauschen nicht?

„Mensch, auch Du ja weilest nimmer,
Eilst dem Tode zu,
So wie ich, voll Sehnsucht, immer
Eil' zur Meeresruh'!

8.

Schau', wie silberglänzend
 Sich der Mondenschein,
 Ferne Hügel kränzend,
 Legt auf Flur und Hain!
 Lichte Nege webt er
 Fort von Zweig zu Zweig
 Und im Windhauch bebt er,
 Einem Schleier gleich.

Von den Bäumen nieder
 Tropft sein bleiches Licht,
 Hebt sich zitternd wieder
 Zu den Wipfeln dicht, —
 Hüpfst in tausend Funken
 Auf des Baches Fluth,
 Die, wie liebetrunken,
 Reglos in ihm ruht.

Doch der hellste Schimmer
 Und der reinste Strahl,
 Ungleich dem Geflimmer
 Über Berg und Thal,
 Dringt mit warmem Scheine
 Durch den laub'gen Wall
 In's versteckte, kleine
 Nest der Nachtigall.

Wenn durch die winkenden
 Wipfel ein Stern
 Strahlt mit dem blinkenden
 Glanze von fern,
 Scheint mir's ein grüßendes,
 — Bin ich allein —
 Leiden versüßendes
 Zeichen zu sein.

Droben, so sagt es mir,
 Becht auch ein Herz,
 Droben, so klagt es mir,
 Zuckt auch ein Schmerz.
 Droben ist wahnende
 Thorheit und Noth,
 Aber auch sehrende
 Liebe und — Tod

In schattiger Veranda
 Auf stillem Ruheflüß, —
 Du lieber Gott! man kann da
 Verlieren seinen Wig.

Ein Lieberbuch im Schoofe,
 Zu Häupten Laubgerank,
 Zur Seite eine Rose
 Und braunen Meccatrank, —

Unzweifelhaft, ich könnte
 So liegen Jahr um Jahr,
 Im Dolce fare niente
 Bekommen weißes Haar!

Jetzt hab' ich erst verstanden
 Die frommen Bürger, dort
 In fernen Sonnenlanden
 Am blumigen Gangesbord — :

Die heiligen Wellen steigen
 Zum Ufer, dicht belaubt,

Des Urwalds Wipfel neigen
Sich über der Büßer Haupt, —

Im hohen Durbagrafe
Singt süß der Kófila, —
Sie seh'n auf ihre Nase
Und sitzen schweigend da



Das Venusbild.

Ein Urwald. Mächt'ge Eichen recken
Gen Himmel ihre Gipfel stolz
Empor aus dicht verschlung'nen Hecken
Und üppig grünem Unterholz.
Platanen auch in ernster Stille,
Cypressen todestraurig steh'n,
Indeß in reicher Blätterfülle
Des Ahorns breite Wipfel weh'n.
Das lose Kind, der Eichen, schlingt sich,
Festhaftend, um die Riesen grau
Und tändelt muthwillig und ringt sich
Empor zum lichten Himmelsblau.
Des Nordens mächt'ge Waldesöhne,
Hier mit des Südens Töchtern kosen,
Der ersten Kraft eint sich die Schöne — :
Auf Eichenwurzeln blühen Rosen.

In grüner Waldestiefe Mitten
Ragt ein zerfallner Säulenbau — :
Nicht hat Natur das Werk gelitten,
Das Menschenhände schufen; rauh

Von Sturm und Regen, von dem Drängen
 Und üpp'gen Treiben rings gefällt,
 Versank mit seinen Säulengängen
 Der Tempel einer alten Welt.
 Noch stehn zwei hochgeschwung'ne Bogen,
 Getragen von vier Säulen schlank,
 Von wilden Blumen überzogen
 Und üppig grünem Laubgerank.
 Doch Laub und Blumen sind die Schergen,
 Sie zwingen nieder Stein um Stein,
 Bis sich die letzten Reste bergen
 Tief in der Erde dunklem Schrein.

Und doch: welch' Wunder hier entfaltet
 Noch unter Schutt und Trümmern sich!
 Der Göttin hehrer Zauber waltet
 Wo ihres Dienstes Glanz erblich
 Noch immer fort, — aus Moos und Blüthen
 Erhebt sich weiß ihr Marmorbild
 Und unversehrt vom grimmen Wüthen
 Der Zeit. Es blickt gar hell und mild,
 Ja lächelnd, rings auf die Zerstörung
 Der Schaumgeborenen Auge hin,
 Daß selbst die Eichen in Verehrung
 Sich neigen vor der Zauberin.
 Die wilden Winde wärmer wogen
 Um ihre weißen Götterglieder
 Und Vöglein kommen hergezogen
 Und singen ihr die schönsten Lieder . . .

Wenn sich in lauen klaren Nächten
Um Eichenstamm und Buchenzweig
Des Mondes Silberblumen flechten,
Wenn Südens Lüfte warm und weich
Die wilden Waldesblumen küssen,
Daß süßer ihre Düfte wehn
Und vor der Sterne Strahlengrüßen
Sich neigen alle Wipfelhöb'n,
Wenn ein geheimnißvolles Regen
Gleich Träumen durch die Stille zieht
Und aus verschlungenen Gebegen
Erklingt der Nachtigallen Lied — :
Naht sich dem weißen Götterbildniß
Ein Jüngling in verscholl'ner Tracht,
Zu athmen in der grünen Wildniß
Den Hauch der Sommermondennacht.
Um seine hohe Stirne schlingt sich
Ein Lorbeerkranz, — sein Auge flammt --
Und aus des Herzens Tiefen ringt sich
Der Dichtung Rede, gottentstammt — :

„Sei mir begrüßt, Du aller Götter
Und aller Staubgeborenen Wonne!
Dein Blick, ein Tröster und ein Retter,
Belebe mich, wie Frühlingssonne
Belebt die armen Erdenwesen,
Und meines Herzens Sehnsuchtsgluth
Soll wieder Dich vom Schlaf erlösen,
Durchflammen dein erstarrtes Blut!

„Wie hab' ich einst um Dich gerungen,
Wie Dich gesucht allüberall
In Menschenlebens Dämmerungen
Auf diesem kleinen Erdenball!
Ich schaute Wesen wunderholde
Und liebte Dich in jedem Weib,
Das zart wie eine Blüthendolde
Und schön wie sie an Seel' und Leib.
O schmachkend Seufzen, wildes Werben,
O heiß Umarmen, süßer Kuß!
O unbegreifliches Ersterben
Im sel'gen Liebesvollgenuß!

„Doch ach! die wonnereichsten Stunden
Verwehten wie ein Augenblick
Und tiefe blut'ge Herzenswunden
Nur blieben von dem flücht'gen Glück.
Ob auch Verachtung nur mich lehrte
Die schöne wilde Lesbia:
Mein krankes Herz doch stets verehrte
Dein Walten, Amathusia!
Gehezt von Zweifel, Hoffen, Sehnen,
Verzehrt von Lust und Überdruß,
Rann mit der bittersten der Thränen
Mein Leben in den Tartarus.

„Doch selbst im Grab fand keinen Frieden
Und kein Vergessen dieses Herz —:
So lange Du noch thronst hienieden
Fühlt es der Liebe Lust und Schmerz.

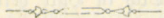
Gebrochen rings sind deine Tempel,
Dein heil'ger Name ward zum Spott,
Und auf die Welt gedrückt sein Stempel
Hat ein uns fremder finst'rer Gott.
Und deine Bilder all', die wehrlos,
Entführte freche Menschenhand,
In dumpfe Säle, preis- und ehrlos,
Sind sie verschlossen und gebannt.
Nur dieses blieb. In Urwalds Schauern
Die noch kein Menschentritt entweicht,
Den sel'gen Tagen nachzutauern
In einer kalt-unsel'gen Zeit.

„O neige Dich in Huld hernieder
Zu deinem Dichter, göttlich Weib,
Und schmiege Deine schönen Glieder
An seinen grab-entstiegenen Leib! . . .“

So steht er, seine Arme breitend.
Und sieh: es regt der Marmor sich;
Vom hohen Sockel langsam gleitend
Nah ihm die Göttin. Zäh' entwich
Der Glieder Starrheit; Leben kündet
Der Busen, der sich hebt und senkt,
Und in den Augen ist entzündet
Das Licht, das alle Herzen lenkt.
Und wie sich nun die Lippen regen,
Zum ersten süßen Wort erwacht,
Da zieht es wie ein Gottessegen
Durch Einsamkeit und Waldesnacht.

„Willkommen sei mir, vielwillkommen,
O mein Catull! — Herzinn'gen Gruß
Und Dank, daß Du den Bann genommen
Von meiner Brust!“ —

Dann Kuß auf Kuß
In wonneseligem Umarmen.
So sucht in lang entbehrter Lust
Die todt' Götting zu erwärmen
An ihres todt' Dichters Brust . . .



Die Insel.

Im blauen Meer eine Insel liegt,
Wo in Palmenzweigen der Wind sich wiegt,
Wo mit Rosen buhlt der Sonnenschein
Und der Kolibri spielt im Citronenhain.
Keines Menschen Fuß betrat den Strand,
Fern blieb der Leidenschaften Brand,
Des Lasters Gifthauch dem seligen Land.

Ein Nebel wällt um die Insel her
Und breitet sich dufstig auf's wogende Meer,
Daß keines sterblichen Wesens Blick
Erspäh' der Natur verborgenes Glück.
Doch ist wohl Ahnung im Herzen wach
Der Schiffer, die über die See gemach
Hinsteuern fernen Gestaden zu;
Oft weckt ein Klingen sie aus der Ruh'
In sternüberblitzter Tropennacht,
Ein Klingen und Singen, so sacht, so sacht,
Wie Heimathglocken und Liederton
Aus der Jugendzeit, die lang' entflohn,
Dann sagt wohl Jeder mit bebendem Mund:
„Das ist von der Geisterinsel die Kund'.

Von der Geisterinsel, die nur erschaut,
Wer schon vom Nebel des Todes umgraut!“

Doch aus krystallener Tiefe steigt,
Wenn die rothe Sonne sich westwärts neigt,
Der Meeresseen leuchtende Schaar
Im wallenden, perlendurchflochtenen Haar, --
Sie wiegen auf Bogen sich leise
Und fingen bestrickende Weise.

Chorgesang.

„Welle, Welle,
Lofer Geselle,
Entfliehst Du so schnelle
Dem bräutlichen Arm?
Uns'rer Augen Gruß,
Uns'rer Lippen Kuß,
Unser Busen so warm
Hält nimmer, nimmer Dich Treulosen auf
Im wellenden, schwellenden rastlosen Lauf?

„Fischlein klein,
Gefährte mein,
Lockt Dich der zitternde Mondenschein
Nicht empor?
Aus der Schlucht hervor,
Die gebaut von Korallen im tiefsten Grund,
Aus dem Muschelhallen, farbenbunt,
Aus dem Meereschoos,
Aus dem schimmernden, flimmernden Meereschoos?“

Eine Stimme.

„Schwesterlein
Lilienrein,
Goldengelocktes Schwesterlein,
Hast den Haifisch im Schlaf gestört,
Hör', wie er schnaubt, wie er rast empört;
Laßt uns zur Ruhe ihn bringen,
Laßt uns ein Liedlein ihm singen!“

Chor.

„Schiffer, dort ferne im schwankenden Schiff,
Laß nur die Sterne! Schau' nach dem Niff!
Sterne sie lachen Dich aus im Chor,
Sehen sie wachen Dich, träumender Thor,
Aufwärts gerichtet zum Himmel den Blick. —
Nimmer dort oben ruht dein Geschick!
Trägst es allein in der eigenen Brust, —
All' deine Freuden, all' Deine Lust,
All' deine Leiden und Sorgen
Ruh'n dort, Dir selber verborgen!“

Eine Stimme.

„Fährst an der Geisterinsel vorkei,
Halte Dich frei,
Frei von Begierde nach flüchtigem Glück,
Rehrst zu den Deinen sonst nimmer zurück!
Was in der Fluth
Duftig und lustig und wonniglich ruht,
Trägst es im Herzen viel schöner noch, —
Schafft es auch Schmerzen, beglückt es doch.“

Liebe genannt
Wird das Inselband,
An seinem ewig grünenden Strand
Locken die Glocken
Und tönen die schönen
Lieder Dir wieder
Und kosen mit Rosen
Aus himmlischer Ferne
Lächelnde Sterne.“

Chor.

„Wahre, o wahre
Die wunderbare
Fackel der Sehnsucht im reinen Gemüth,
Treu sei dem Triebe,
Der Dich zur Liebe,
Der Dich zur einenden, reinenden Liebe zieht!“

Eine Stimme.

„Vorüber, vorüber, Du kühnes Schiff,
Vorüber an Strudel und Felsenriff!
Du bist dem Tode noch nicht geweiht;
Verschlossen bleibt Dir die Herrlichkeit
Der seligen Insel voll Gluth und Duft,
Wo um Wunderblumen wallt Lebenslust,
Wo um Bananen
Barte Lianen
Kosend sich schlingen,
Wo liebend umringen

Melastomen, purpurbestaubt,
Der heiligen Palme stolztragendes Haupt, —
Nestenduftig das Basilik,
Träumend die holde Mimose steht,
Während Musik
Hin zu ch die zitternden Lüfte weht.“

Eine zweite Stimme.

„Tief in der schimmernden Blumenwildniß
Blaut ein einsamer See,
Dort schaut der Phönix sein Zauberbildniß
Im klaren Spiegel — und singt voll Weh,
Daß er nicht seines Gleichen auf Erden hat,
Sein schönstes Lied, bis todesmatt
Er niedersinkt in die Flutthen kühl,
Gesund sich badet im Wellenspiel.“

Eine dritte Stimme.

„Höhlen auch giebt es, verschwiegen und tief,
Wo nie ein Vogel die Nacht verschlies,
Wo kein Sonnenstrahl
Hinab sich stahl, —
Wo auf dem Throne von Edelgestein
In blinkender Krone Echo allein,
Die schöne, ewig verdamnte Fee,
Den Felsen klagt ihr unendliches Weh . . .“

Chor.

„Komm, o komm,
Schwesterlein,

Komm, o komm!
Mondenschein
Bleicht gemach,
Nach und nach
Bricht der Tag, der leuchtende Tag herein.
Kühle Well',
Faß' uns schnell,
Trag' uns zur Tiefe, zur Tiefe hinab,
In's selige Grab!"

* * *

*

Die Nacht entweicht. Im Osten steigt
Flammend die rothe Sonne empor;
Luftschauerd die Palme den Wipfel neigt
Und jubelnd ertönt der Morgenchor
Von tausend Vögeln in Wald und Au
Unter des Himmels strahlendem Blau.
Die Blumen senden durch Schleier von Thau
Duftige Grüße einander zu,
Alles ist Leben nach süßer Ruh'.
Golden wogt das unendliche Meer
Um die schaumgeborene Insel her,
Golden ragen die Felsenzinnen,
Goldene Strahlen zittern und rinnen
Die Bäume hinab — und küssen die Flur —
Und flimmern und schimmern — und weilen nur,
Wenn kosend der frische Morgenwind
Rastet beim schönsten Blumentind.

Kolibris huschen blißesgleich
Hierhin und dorthin durch's lustige Reich;
Funkelnde Fliegen gaukeln im Glanz,
Schillernde Falter wiegen im Tanz
Leuchtende Schwingen — und fern wie nah
Singt es und klingt es: „Sonne ist da!“ —



Die Waldfrau.

„Geh' nicht in den Wald, geh' nicht in den Wald,
O höre der Mutter Wort!
Er ist der Geister Aufenthalt,
Das Waldweib waltet dort;
Das ist so häßlich wie die Nacht,
Bereit zu teuflischer That, —
Im grauen Moose liegt's und wacht,
Bis ein Knab', ein verirrter, naht,
Dem saugt's aus dem Herzen das rothe Blut,
Dem raubt's aus der Seele den Lebensmuth!“

„Mutter, lieb' Mutter, wie spricht Ihr doch,
Ich weiß, wo das Waldweib wohnt —:
Sein weißer Leib, der blühet noch
Wie Lilien im Junimond,
Sein Haar ist golden wie Sonnenschein,
Sein Aug' wie der Himmel blau, —
Das häßliche Waldweib im dunkeln Hain
Ist die allerschönste Frau!“ . . .
„Mein Sohn! Mein Sohn!“ — Er hört sie nicht;
Fort stürmt er mit glühendem Angesicht . . .

... Der Sommer ging mit Sang und Klang,
Schon weht ein herbstlicher Wind —
Und immer noch harret die Mutter bang
Auf ihr verlorne's Kind.
Die Bibel liegt in ihrem Schoos,
Doch Thränen trüben den Blick —:
„O Gott, sei nicht erbarmungslos,
Gieb mir mein Kind zurück!“ —

Da geht die Thür... In's Zimmer tritt
Ein Fremder mit wohlbekanntem Schritt.

Bekannt, vertraut ist die Stimme auch,
Doch fremd das Angesicht,
Halb weiß, halb wie geschwärzt von Rauch,
Erloschen der Augen Licht, —
Das braune Haar ergraut, verwirrt
Der wallenden Locken Zier —:
„„Hier, Mutter, hier ist dein Sohn, — ihm wird
Das Sterben leicht bei Dir!““

„Mein Kind, mein armes, mein krankes Kind,
Du fieberst, Dich sehrte der herbstliche Wind!“ —

„„Nicht Fieber ist's, nicht Körperleid,
Was mich ermattet zum Tod:
Es hat zu große Freudigkeit
Mein Mark verzehrend durchloht!
Mich hat die Waldfrau zu viel geküßt
Mit ihren Lippen roth, —
Ich habe zu heiß geliebt, — das ist
Meine Krankheit und mein Tod.““

Der schöne Sommergeist entflog,
Mit ihm die Waldfrau von hinnen zog.

„Nun muß ich sterben, allein — allein
Und seh mein Lieb' nicht mehr! . . .
Nimm in den Arm mich, Mütterlein,
Mich friert, mich schaudert so sehr.
Doch glaub' nur nicht, daß Neu' und Schmerz
Mich quält ob meiner Lieb' — :
Brach auch die Waldfrau mir das Herz,
Die Sehnsucht heil verblieb.

Der Wonnen höchste gab sie mir,
Gern zahl' ich sie mit dem Tode ihr!“ . . .



Walddlieder.

1.

Willst an meiner Seite
Du zum Walde gehn
Und der grünen Weite
Solde Wunder seh'n?

Komm! ich weiß ein Plätzchen
Schattig, still und kühl,
Ruhe dort, mein Schätzchen,
Auf dem Rasenpfühl!

Erdenstaub und Lärmen
Dringt dort nicht hinein,
Nur die Bienen schwärmen
Still im Sonnenschein,

Nur die bunten Fliegen
Tanzen ruhelos,
Und die Käfer kriechen
Über's weiche Moos.

Hoch im Tannenbaume
Scheint ein Vögelein
Aus dem Mittagstraume
Aufgeschreckt zu sein;

Leis beginnt's zu singen,
Doch verstummt es bald:
Stimme lähmt und Schwingen
Sonnengluthgewalt.

Wir auch wollen schweigend,
Erdenabgewandt,
Wang' an Wange neigend,
Ruh'n Hand in Hand,

Wie zwei Waldeesgeister,
Schuldlos, fromm und rein,
Die der Große Meister
Hieß verbunden sein.

2.

Über'm Haidekraut
 Die Biene summt,
 Unter'm Haidekraut
 Der Käfer brummt,

Zwischen Halmen fein
 Die Gans irrt,
 Um die Gräselein
 Die Fliege schwirrt, —

An der Blume hängt
 Der Schmetterling,
 Ruß der Sonne sengt
 Die bunte Schwing',

Matt das Köpfchen liegt
 Im Blüthenarm,
 Der es fest umschmiegt
 Und liebewarm;

Was die Biene singt,
 Der Käfer spricht,
 Was im Winde klingt —
 Er hört es nicht



3.

Die Wipfel lauschen dem Morgentwind,
 Schimmernd im Sonnengold, —
 Vom Stein die plätschernde Quelle rinnt,
 Flimmernd im Sonnengold.
 Rothkehlchen wiegt sich auf schwankem Ast,
 Blickend in's Sonnengold,
 Vom Nestbau hält es ein wenig Mast,
 Singend im Sonnengold — :

„Tiri, tiri —
 Zuerst die Müh',
 Zuerst das Nest,
 Dann Hochzeitsfest!
 Tiri, tiri —
 Dann wieder Müh'
 Mit Weib und Kind
 Und Hausgefind'!
 Tiri, tiri —
 Und nach der Müh'
 Ein Flug so weit
 Zur Herrlichkeit
 Im schönen Süd, —
 Ein neues Lied! . . .“



Mittagszauber. — Sonnengluth

Schließt in die feurigen Arme den Wald,
 Der ihr am Busen ermattet ruht.
 Heißer Lüfte wogende Fluth
 Bittert im weiten, im stillen Raum;
 Kein Lied erschallt
 In Strauch und Baum.

Mittagszauber. — Heißes Herz,

Bochst Du wieder so stark und wild?
 Ach! die schäumende Jugendkraft,
 Die süß unselige Leidenschaft
 Mit ihrer Wonne, mit ihrem Schmerz,
 Ward sie in langer Haft
 Noch nicht gestillt?

Mittagszauber. — Einmal noch

Ich mich selig berauschen will
 In all' der glühenden, sprühenden Lust
 Fessellos wogender, fiebernder Brust,
 Thöricht und jung sein einmal noch,
 Schuldunbewußt, —
 Dann werd' es still!

Roth glänzt durch's Laub, das blühende,
 Der Buchen, grau und alt,
 Die Sonnenfluth, die glühende,
 In den verschwiegenen Wald.
 Lau regen sich die Lüfte rings
 Und tragen mit sich fort
 Der Kräuter süße Düste rings
 Im Flug von Ort zu Ort.
 Verwundert schau'n die Rehe an
 Die Abendsonnengluth
 Und blicken auf zur Höhe dann,
 Wo jedes Zweiglein ruht,
 Wo Blatt und Blüthe regungslos
 In ersten Träumen hängt,
 An Wipfel sich, bewegungslos
 Entschlummernd, Wipfel drängt.
 Dann wieder senkt das Köpfchen sich
 Der Waldgeschöpfe still
 Zum Gras, daran ein Tröpfchen sich
 Von Thau schon hängen will.

6.

Der Abendwind geht durch's Gesträuch,
 Die Bäume rauschen leise
 Müde, schläfrige Weise, —
 Die Unken rufen im Teich . . .

Ein träger, feuchter Nebel zieht
 Ob den Wiesengründen,
 Schatten kommen und schwinden,
 Wie tiefer der West erglüht.

Geheimnißvoll gespenstig webt's
 Zu solcher Zeit im Walde —
 Und über die einsame Halde
 Wie Geisterreigen schwebt's.

Da zuckt ein Blitz in feuriger Pracht,
 Gell schmettert des Donners Loben,
 — Die Geister sind zerstoßen
 Vor dem Nah'n der Gewitternacht . . .



7.

Die Nachtigall singt süß und rein
Am Erlenbach im Mondenschein:
„Züküth, Züküth!“

Ein alter Froschprofessor hört
Den holden Sang und ruft empört:
„„Quack, Quack!“

„„Hilf Himmel, wie sie detoniert!
Die hat wohl nie Gesang studiert!
Quack, Quack!““ —

Die Nachtigall bekümmert's nicht,
Sie singt ihr ewiges Gedicht:
„Züküth, Züküth!“

Da schreit der Frosch: „„Hab' Acht! Hab' Acht!
Hör' zu, wie man es besser macht:
Quack — — Quack!““ —

8.

Du grüner Wald, Du stiller Wald,
 Du Heimath meiner Gedanken,
 Du unergündlich Zauberreich,
 Das meine Wünsche umranken —,

Voll Sonnenschein und Liederklang,
 Voll Duft und Farbenschimmer, —
 Wohin ich geh' und wo ich steh',
 Dein denk' ich immer, immer!

Ich habe Dich so lieb, so lieb
 Wie Saitenspiel und Lieder,
 Zu Dir keh'r' ich aus Freud' und Leid
 Des Lebens immer wieder;

In deinem stillen Schattenraum
 Leg' ich zur Ruh' mein Sehnen,
 Der Quell, der frisch zur Seite rauscht
 Spült mir vom Aug' die Thränen;

Und Du vergönnt mir immer neu
 Das höchste Glück auf Erden:
 Im heimlich tiefsten Herzensgrund
 Ein Kind — ein Kind zu werden! —

Leise hallt
 Durch den Wald
 Ferner Glocken Klang . . .

In das weiche Moos geschmiegt,
 Denke ich vergang'ner Zeit,
 Die so weit,
 Ach, so weit mir liegt!
 Da ich schullos, fromm und rein
 Lag an warmer Mutterbrust,
 Keiner Pein,
 Keiner Noth bewußt.
 Da noch nicht zu Kampf und Streit
 Arger Feinde Haß mich trieb
 Und kein Leid
 Kränkte meine Lieb'.

Leise hallt
 Durch den Wald
 Ferner Glocken Klang . . .

Wen'ge Jahre gingen hin:
 Und wie anders ist es heut' —
 Herz und Sinn
 Ach, so arm an Freud'!

Die ich werth hielt, ließen mich,
Die ich liebte, flohen mich, —
Bitterlich
Möchte weinen ich.

Leise hallt
Durch den Wald
Ferner Glocken Klang . . .

Doch die bunten Blumen blüh'n
Immer neu, es schmückt der Hain
Sich mit Grün
Stets im Frühlingschein.
Sonnig Leben blüht empor
Stets aus Roth und Leid, —
Wer sich selbst verlor,
Den nur quält die Einsamkeit!

Leise hallt
Durch den Wald
Ferner Glocken Klang . . .

Sa, ich ruh' an deiner Brust,
Große Mutter, Allnatur,
Und in Wald und Flur
Wandelt sich mir Leid in Lust!
Ob in Pein ich ferner bleib',
Ob gar bald die Erde hüllt
Meinen Leib — :
Es erfüllt

Sich das ewige Geschick
Nur an mir —
Und ich seh' mit stillem Blick,
Ohne Fragen,
Ohne Sagen,
Auf zu Dir!....

~~~~~

## Der Gnomenfürst.

---

Er saß auf goldnem Throne im weiten Felsensaal,  
Von dessen hohen Wänden sich löste Strahl um Strahl;  
Demanten und Rubinen und Dnyz und Saphir  
Beleuchteten gleich Kerzen die Königshalle hier.

Um ihn war tiefe Stille, erhabne Einsamkeit,  
Kein Pagenschwarm, von Dienern kein lärmendes Geleit  
War nah dem Fürstenthron, — doch durch das Prachtportal  
Dem Throne gegenüber, erschaut' er ohne Zahl

Sich regen und bewegen das flinke Zwerggeschlecht,  
Aus dunkeln Schachten fahren die kleinen Grubenknecht',  
An großen Feuern schmieden, beladne Karren ziehn,  
Zur Höhe aufwärts steigen, hinab zur Tiefe fliehn.

Es schwirte und es flirrte wie eine Glühwurmwelt  
In Weiten unabsehbar, in Nebeln, matt erhellt  
Von Millionen Lämpchen, es ballte sich und stob  
Dann wieder auseinander, es klapperte und schnob,

Es klorrte und es knarrte, es knatterte und Klang  
Und melancholisch hallte dazwischen der Gesang:  
„Wir schaffen in den Gründen, wir weben im Gestein, —  
Heil Dir, o ew'ges Dunkel! Fluch Dir, o Sonnenschein!“ —

Er saß auf goldnem Throne und blickte finster d'rein,  
Auf seinem bleichen Antlig lag roth der Widerschein  
Des mächtigen Karsunkels, den seine Linke hielt,  
Indeß die Rechte lässig mit silbernem Scepter spielt'.

Ein Blick aus diesem Auge: es beb't das weite Reich, —  
Ein Wink mit diesem Scepter: es steigen auf sogleich  
Millionen stinker Knechte aus Nebel und aus Nacht  
Und preisen seine Größe und preisen seine Macht.

Er weiß es, — doch verachtend zuckt ihm die Lippe nur:  
„Sie wandeln hirn- und herzlos auf altgewohnter Spur;  
Jahrtausend um Jahrtausend sank in das Nichts dahin,  
Doch gleich blieb dieser Rotte beschränkter Sklavensinn!“

„Sie graben und sie schmieden in ruheloser Hast,  
Sie häufen gierig Schätze und speichern Last auf Last,  
Sie schmausen und sie zechen und schlafen nach der Müh',  
Sie zeugen Söhne und Töchter, beschränkt und verkrüppelt  
wie sie.“

„So ging's vom Weltenanfang, so wird es ewig gehn,  
Es müßte denn ein Wunder oder ein Mord geschehn,  
Ein Selbstmord ungeheuer, wie niemals ihn erschaut  
Hier diese Felsenhalle, vom Chaos aufgebaut. —“

„Ihr hohen Schicksalsmächte, die Ihr die Welt regiert,  
An ehrnen Zügeln ewig so Erd' wie Sonne führt,  
Ihr wißt es, wie ich müde von solcher Herrschaft bin,  
Wie mich dies Treiben efelt, verdüsternd Herz und Sinn!

„Warum, da einen Anfang ich doch genommen hab',  
Ist mir versagt, was Menschen gewährt, ein stilles Grab?  
Warum muß ohne Ende ich schauen, ohne Ziel  
Dies ewig gleiche, ewig einfält'ge Gaukelspiel? . . .

„Einst gab's noch helle Stunden, da ich zur Erde stieg,  
Von Vergeshöh' beschauend der Menschen Kampf und Sieg;  
Da lebten dort noch Helden und Fürsten hochgemuth,  
Von kühnem, stolzem Denken, von reinem, edlem Blut —

„Und holte Jungfrau'n blühten wie zarte Blumen dort  
Und schöne Frauen glühten entgegen süßem Wort,  
Und hehre Sänger priesen die Liebe und den Wein,  
Des Lenzes Blütenfülle, des Sommers Sonnenschein!

„Heut' aber wohnt dort oben ein geizig Krämervolk  
Und birgt sich feig und listig in schwarzer Dampfeswolke,  
Häuft Schätze ohne Ende in dunklen Kellern auf  
Und drückt der Habsucht Stempel, des Geizes Siegel drauf.

„Die Jungfrau'n prunken zierlich in lächerlichem Putz,  
Die Frauen aber suchen in Küch' und Keller Schutz  
Vor Sonne, Lied und Liebe, — die Sänger schreiben viel,  
Doch was sie schreiben taugt nicht für Sang und Saiten-  
spiel! —

„Einst hab' auch ich dort oben zu holdem Zeitvertreib  
Turniert mit manchem Ritter, gekost mit manchem Weib,  
Mit manchem Säng'er gesungen von Liebe, Lenz und  
Wein --:  
Setzt thron' ich in Gram und Ekel hier unten ganz allein!

„Ha, wie mich's faßt und schüttelt! Willkommen, Titanen-  
wuth,  
Die Du so lange geschlafen in meinem erstarrten Blut!  
Ich will die Ketten zerbrechen, ich will vernichten den  
Wahn,  
Stürzt auch mein Reich in Trümmer, — ich glaube 's ist  
wohlgethan!

„'s ist Alles ja morsch und mürbe, Alles welk und verdort:  
So mag sich denn erfüllen der ungeheure Mord,  
Von dem in alten Rollen ein Wort geschrieben steht,  
Ein graues Wort, das flammend durch meine Seele weht!

„Fahr' wohl, Du blinkende Krone, — so tret' ich Dich  
in den Staub,  
Im tiefsten Abgrund werde Du ewigen Feuers Raub!  
Fahr' wohl, mein silbernes Scepter, Du meiner Herrschaft  
Symbol,  
— So brech' ich Dich in Splitter! — Du Reich des  
Nebels fahre wohl!“ . . .

Der König rief's, — da brauste ein Sturmwind durch  
den Saal,  
Es stürzte krachend zusammen das prangende Portal,

Es neigten sich die Wände — und donnernd von Schacht  
zu Schacht  
Flog der Vernichtung Dämon durch flammenerhellte Nacht.

Da war mit seinem König versunken der Gnomen Reich,  
Dem morschen Alltagsbaue von Menschenhänden gleich;  
Zu neuem Leben weckt es kein zweites Schöpfungswort,  
In Märchen nur und Liedern lebt noch sein Zauber fort! —

(Pfingsten 1886.)



## Die Geburt der Liebe.

---

Leis zogen  
Die Wogen  
Um Kypros Strand,  
Es blühte  
Und glühte  
Das heilige Land.  
In Myrthengehegen  
Die Nachtigall sang,  
Den Rosen entgegen  
Ihr Rosen erklang.

Da hallte  
Und schallte  
Bom Grunde empor  
Ein Wellen  
Und Schwellen,  
Ein selziger Chor.  
In Andacht verstummte  
Der Nachtigall Lied,  
Die Biene nicht summt,  
Das Echo verschied.

Und mächtig durch die Stille  
Und mächtiger tönte der Klang,  
Der Schöpfung Liebesfülle  
Hinströmend im Hochgesang.

Und durch das Klingen und Wogen,  
Wie ein seliger Göttertraum,  
Kam die schimmernde Muschel gezogen,  
Umsprüht von leuchtendem Schaum.  
Okeanos' dienstbare Geister  
Stiegen empor aus dem Meer,  
Er selbst, der weißlockige Meister,  
Führte das jubelnde Heer.  
Im strahlenden Muschelwagen  
Die Göttin der Schönheit stand  
Und schaute in sehndem Zagen  
Auf das abendlich glühende Land.  
Da jauchzten die Lande, die Meere,  
Die eisigen Bergeshöh'n,  
Durch des Äthers unendliche Leere  
Ging freudiges Klingen und Weh'n.  
Gestillt war das flammende Sehnen  
Der heiligen Mutter Natur,  
Getrocknet waren die Thränen  
Der schmachtenden Kreatur . . .

So ward von geheimen Gewalten  
Aus purpurner Meeresnacht  
Die schönste der Göttergestalten  
Der harrenden Erde gebracht. —



## Der Gottsucher.

### I.

#### Das Hochamt.

Durch den Dom, den schattendunklen, halt das Hochamt  
feierlich,  
Bleiche Mönche, roß'ge Knaben einen zum Gefange sich.  
„Gloria in excelsis Deo!“  
Wie ein Chor von Engelschaaren fällt die Orgel mächtig  
ein  
Und wie Rufe des Gerichtes mischen sich Posaunen d'rein.  
„Gratias agimus tibi —“  
Weihrauch wirbelt durch die Halle, schweren Nebelwolken  
gleich,  
Röthlich glühen tausend Kerzen vor den Bildern, still und  
bleich.  
„Qui tollis peccata mundi —“  
Und herab vom Hochaltare schaut der blut'ge Gottessohn,  
Lebensmüde, todverlangend hängt er an dem Kreuzesthron.  
„Quoniam tu solus sanctus. —“  
Einsam, von den Andern ferne, lehnt ein Mönch am  
Säulenschaft,  
Weisheit glänzt aus seinen Augen, Seelenstärke, Geistes-  
kraft.  
„Credo in unum Deum —“

Zung noch scheinen seine Züge, doch die tiefgefurchte Stirn  
Spricht von nagenden Gedanken, spricht von einem heißen  
Hirn.

„Et in unum Dominum Jesum Christum —“  
Und das schmerzlich-stolze Bucken um den feingeschnitt'nen  
Mund  
Sagt von Unfried', sagt von Zweifel, thut des Herzens  
Kämpfe kund.

„Et in spiritum sanctum —“  
Nicht zum Hochaltare schaut er, nicht hinauf zum Orgel-  
cher,  
Durch das weitgewölbte Fenster sich sein Blick hinaus  
verlor,  
Dorthin, wo um blühnde Rosen bunte Schmetterlinge  
gaukeln,  
Wo auf grünen Zweigen, singend, sich viel munt're Vöglein  
schaukeln,  
Wo um Flur und Hain die Sonne gold'ne Strahlenkeße  
webt,  
Und auf lauer Winde Flügeln süßer Frühlingsodem schwebt  
Wo sich rüst'ge Hände regen, wirkend, strebend, immerdar,  
Auf die Fülle des Geschaff'nen Augen blicken frisch und  
klar;  
Wo sich junge Herzen grüßen sonder Scheu und sonder  
Bangen,  
Lippen sich auf Lippen pressen in der Liebe Bluthverlangen.  
Ach! was hilft die ganze Weisheit tausentjähr'ger Wissen-  
schaft,  
Was vermag des Hochamts Weiße, der Gebete fromme  
Kraft?

Zügeln können sie die Triebe und verdüstern Geist und  
Herz,  
Nie die Wünsche doch ertöden, lindern nie den Sehnsuchts-  
schmerz!  
Singt der Chor der Weltentrückten: Gott wohnt nur in  
Einsamkeiten!  
Ruft das Herz des Weltberückten: Gott kennt Räume nicht  
noch Zeiten,  
Dienen soll man ihm, wo immer sich die grüne Erde  
weitet,  
Wo die Sonne strahlt und leuchtend sich der blaue Himmel  
breitet!

„Sanctus, sanctus, sanctus —“

Endlich hat dem Starren, Brüten sich der junge Mönch  
entrungen,  
Wendet leise sich und gleitet durch des Ganges Dämme-  
rungen.  
Bald vor einem Pförtchen steht er, — drückt die Linke, —  
tritt hinaus  
In den Tag, den frühlingshellen, aus dem düstern Gottes-  
haus.  
„Gü, Willkommen, schön willkommen!“ — singt's von  
Zweig zu Zweig ihm zu,  
Doch ihm nach ruft die Posaune: „Sünder, Sünder,  
wurdest Du!“ —

## II.

### Auf Waldwegen.

Im heißen Mittagssonnenstrahle ruht  
Der Wald, — die Lüfte zittern, — auch die Bluth  
Des Bächleins wälzt sich träge in der Gluth.

Es wandelt sinnend weiter, immer weiter  
Der Mönch, — wohin? — er weiß es selber kaum.  
Ihm bannt den Geist ein wunderfamer Traum,  
Die Sonne flammt ihm tief in's Herz hinein,  
Durchglüht sein Blut . . . Der bleiche Gottesstreiter  
Fühlt sich als Mensch — und kann es doch nicht sein!

Wer einmal in den Schacht hinabgestiegen  
Der Wissenschaft, der Forschung, der Erkenntniß,  
Dem fehlt das unbefangene Verständniß,  
Der sinnt und grübelt ewig, statt zu leben.  
Sieht er den Vogel durch die Lüfte fliegen,  
Treibt's ihn sogleich zur Sonne aufzustreben;  
Hört er das Bächlein frisch zum Meere rauschen,  
Will er des Oceans Harmonieen lauschen —  
Und wo er immer geht und steht auf Erden  
Will er, ein Mensch, zum Übermenschen werden . . .

„Wie schön ist's hier! Wie weit und grün der Wald,  
Zum Träumen wohl der rechte Aufenthalt!

Wie Alles hier sich ineinanderschlingt,  
Eins aus dem Andern quillt, in's Andre mündet  
Und keinen Anfang und kein Ende findet!  
Die Rose duftet und der Vogel singt,  
Die Sonne legt um beide ihren Glanz,  
Da scheinen Eines Glanz und Duft und Klang;  
Wie wunderbar und doch verständlich ganz!  
Ich fühl' es stets in heißem Seelendrang:  
Gott ist in der Natur — und sie ist Gott! —  
Dem Prior hab' ich's einmal ausgesprochen,  
Da straft' er mich mit Born und bitterm Spott,  
„Geh' — sprach er — büße streng was Du verbrochen!“

Des Mittags Hitze allgemach verglüht,  
Ein frischer Windhauch durch die Wipfel zieht,  
Das Bächlein wieder lustig plätschernd flieht . . .

Im Schatten einer Linde machte Raft,  
Der ernste wunderliche Waldesgast.  
Durch's graue Moos daneben trug geschäftig  
Die fleiß'ge Gmse eine Fliege fort —:  
„Sieh, wie das Thierlein weise ist und kräftig,  
Und wie geschickt! — Stets glaubt' ich jenem Wort,  
Das aus so vieler Philosophen Munde  
Gekommen: Alles, Alles ist nur Eins!  
Derselbe Geist erfüllt die Weltenrunde —:  
Als Funken glüht er in des Käfers Köpfschen,  
Bricht sich als Sonnenstrahl im Thaueströpfchen,  
Bewegt des Vögleins Jung' — und flammt gewaltig  
Im Menschenhaupte auf und vielgestaltig! —

— Gott ist in Allem und das All ist Gott!  
Zum Prior hab' ich's einmal ausgesprochen,  
Da straft' er mich mit Horn und bitterm Spott,  
„Geh, — sprach er — büße streng, was Du verbrochen! —“

— Der Abend kommt, die Schatten dehnen sich,  
Doch auch der Wald dem Wanderer entwich  
Und eine grüne Flur betritt sein Fuß,  
In deren Mitt' ein klarer See ergossen,  
Von Fliederhecken duftig eingeschlossen.

„Wie lieblich diese weite Einsamkeit!  
Hier möcht' ich, gönnte mir's des Schicksals Schluß,  
Hinüberträumen in die Ewigkeit!  
Im Mondenschein, beim Fliederduft, — das muß  
Ein köstlich Sterben sein, — ein süß Verbluten  
In's All — in Gott! — O könnt' ich einmal nur,  
Auf Augenblicke nur, wenn mir verwehrt,  
Zu sterben jetzt, Dich schauen, o Natur,  
In deiner ganzen nackten Göttlichkeit!  
O könnt' ich flammen in den Sonnengluthen  
Und in der Erde auf Vulkanesheerd, —  
Köntt' mit den brausenden Wogen ich verschäumen  
Im Ocean, — könnt' ich als Rose träumen  
Von Lenz zu Lenz, — als Vöglein aus den blauen,  
Den reinen Lüften singend niederschauen, —  
Köntt' ich — — — — —!“ . . .

---

III.

Requiem.

Durch den Dom, den schattendunkeln, halt die Messe  
feierlich,

Bleiche Mönche, ros'ge Knaben einen zum Gesange sich.

„Requiem aeternam dona ei, Domine! —“

Wie ein Chor von Todesengeln fällt die Orgel mächtig ein  
Und wie Rufe des Gerichtes mischen sich Posaunen d'rein.

„Dies irae, dies illa

Solvat saeculum in favilla —“

Weihrauch lodert durch die Halle, schweren Nebelwolken  
gleich,

Röthlich glühen tausend Kerzen vor den Bildern, still und  
bleich.

„Quantus tremor est futurus,

Quando Iudex est venturus —“

Und herab vom Hochaltare schaut der blut'ge Gottessohn,  
Lebensmüde, todverlangend hängt er an dem Kreuzesthron.

„Tuba mirum spargens sonum

Per sepulchra regionum,

Coget omnes ante thronum —“

Durch ein Pförtchen in der Mauer leise tritt ein Mönch  
herein

In den Dom, gebeugten Ganges, — muß ein Greis an  
Sähen sein.

Lange graue Haare wogen um sein Haupt, ehrwürdig wallt,  
Weiß wie Schnee, ein Bart hernieder bis zum Gürtel der  
Gestalt.

Langsam schreitet er zur Mitte, — blickt verwundert um  
im Kreis,

Greift sich an die Stirn und murmelt: „Gott allein sei  
Lob und Preis!

Träum' ich wieder? Träum' ich immer, immer noch den  
Waldestraum?

Wie verändert ist hier Alles! Ich erkenn' die Kirche kaum!  
Statt des Hochamts tönen schaurig Todtensänge mir in's  
Ohr, --

Lieber, sag', um Gottes willen! wen die Bruderschaft verlort?“  
Langsam dreht der Angesproch'ne ihm ein fremdes Antlitz  
zu —:

„'s gilt dem Bruder Theophanus, Greis! Doch sage, wer  
bist Du?“

„Ich? — Mein Gott! -- Das fragst Du Knabe? —  
Gestern, während hier im Haus  
Feierlich das Hochamt hallte, ging' ich in den Wald hinaus,  
Mich ein wenig zu erlaben an dem hellen Sonnenschein;  
Bin der Bruder Athanasius, zubenannt „von Hohen-  
stein!“ —

Blick, von jähem Schreck durchschüttert, taumelt der  
Novize fort:

„Alle guten Geister loben“ — stammelt er mit zagem  
Wort —

„Jener Mönch, von dem Du redest, ist verschwunden  
und verschollen

Heute grad' vor hundert Jahren! — Alle Jahre noch  
ihm zollen

Wir zehn Seelenmessen!“ —

Seufzend preßt der Greis die Hand auf's Herz,  
Wendet das erlosch'ne Auge dann in Thränen himmelwärts:  
„Gott, Du ew'ger Born der Welten, dein Geheimniß wird  
mir klar!

Was mir nur ein namenloses, wesenloses Traumbild war,  
Nur ein kurzer Schlaf des Leibes, — war die Ewigkeit in  
Dir!.

Zeit und Raum und alles Denken ist nur Trug und  
Täuschung hier!

Tief in heilige Betrachtung Deiner war versenkt mein  
Sinn —

Und es zogen während dessen hundert Jahre ob mir hin! . . .  
Ach! das wechsellose Ruhen liegt nur in der Ewigkeit,  
Thaten heischt der Geist des Lebens von dem armen  
Sohn der Zeit! . . .“

„Oro supplex et acclinis,  
Cor contritum quasi cinis:  
Gere curam mei finis!“ —

Als der letzte Ton verklungen und die Mönche heimwärts  
schritten,

Fanden einen fremden Pilger todt sie in des Domes Mitten;  
Um die weißen Haare strahlte es wie Frühlingssonnenlicht  
Und ein friedlich Lächeln glänzte auf dem stillen Angesicht . . .

## Kunst und Leben.

### 1.

In den millionen Sternen, die am Himmelszelt brennen,  
Wie im kleinsten Wassertröpfchen lerne Du Dich selbst er-  
kennen!

Aus dem gleichen Stoff gewoben ist, was ist, im Weltenall  
Und derselbe Geist durchzittert Menschenherz und Sonnen-  
ball.

Aus des Thieres stillem Auge winnt er Dir unhörbar zu,  
Flüstert aus des Waldes Wipfeln, aus der Quelle: „Das  
bist Du!“

Diesen Geist, den ew'gen, hehren, der den todten Stoff  
belebt,  
Lern' als „Gott“ begreifen, ehren, wo er immer wirkt und  
webt!

### 2.

Sagt Jemand, er glaube nicht an Gott,  
Ist's auf sein eigen Selbst ein Spott —:  
Hat sich, als er vom Staube ward,  
In ihm doch Gott geoffenbart.

## 3.

Hör', was das Leben spricht:  
 Das Halbe meide,  
 Thu' schweigend deine Pflicht  
 Und schweigend leide!  
 In Andern suche Dich,  
 In Dir die Liebe,  
 Erhalte frei dein Ich  
 Vom Weltgetriebe!  
 Bewahr' in treuem Sinn  
 Des Schönen Bildniß  
 Und gehe ruhig hin  
 Durch diese Wildniß! —

## 4.

Lieb', nicht um geliebt zu werden,  
 Liebe einzig, um zu lieben —  
 Und in's Herz sei Dir geschrieben:  
 „Daß giebt's schon zu viel auf Erden!“ —

## 5.

„Des Lebens Leid —  
 Des Lebens Noth —  
 Nach kurzer Zeit  
 Der bitter Tod!“  
 So hör' ich Tausende sagen,  
 So hör' ich Tausende klagen.

's ist wahr! — Doch läßt ein Augenblick  
 Voll Geistesfreud', voll Herzensglück  
 Nicht seine tiefe Spur zurück  
 Für alle weite Lebenszeit,  
 Trotz Leid und Noth?  
 Wird nicht durch ihn sogar geweicht  
 Der bitter Tod? . . . .

## 6.

„Das Leben ist nicht werth gelebt zu werden!“  
 Nun ja, es ist kein Kinderspiel!  
 Doch denkt, daß nicht in Windeln Helden werden,  
 Nein, — nur im Kampfgewühl! —

## 7.

Ohne Post und Telegraphendraht,  
 Ohne Dampfkraft, ohne Schienenpfad,  
 Ohne Buchdruck, ohne Tinte gar  
 War die Menschenwelt viel tausend Jahr', —  
 Aber ohne Poesie  
 Nie! —

## 8.

Mit trockenem oder wiß'gem Kritifizieren  
 Läßt sich kein Sota doch vom Kunstwerk rauben —:  
 Das Schöne kann man nicht analysieren,  
 Man muß d'ran glauben! —

## 9.

Was natürlich ist, ist noch nicht Kunst,  
 Noch kein Blüthendust der Esse Dunst.  
 Kunst beginnt erst ihren Siegeslauf,  
 Rang sich die Natur zur Schönheit auf.

## 10.

Nicht der Reime streng gewahrte Reinheit,  
 Nicht des Ausdrucks Bierlichkeit und Feinheit,  
 Nicht Metaphern und Hyperbeln bauen  
 Auf ein Künstlerwerk, das werth zu schauen;  
 Wo Empfindung fehlt,  
 Die die Form besetzt,  
 Fehlt des Kunstwerks weisevolle Einheit!  
 Tiefe, schmerzgeborene Empfindung,  
 Die erstarkt zur Schmerzenüberwindung,  
 Eine sich der dichterischen Form —:  
 Mag auch hier und da ein Verslein hinken,  
 Hier und da ein Reim nicht glänzend blinken  
 Nach ästhetisch aufgestellter Norm, —  
 Was aus dem Herzen steigt,  
 Sich zum Herzen neigt;  
 Herzensleere gähnt auch unter Schminken! —

## 11.

Wer den rechten Ton gefunden und die rechte Form gebaut,  
 Den begrüße ich als Sänger und verehr' ihn leis' und laut;  
 Frage nicht nach seinem Namen. Ob er Goethe, Shake-  
 speare heißt,  
 Oder Schulze, oder Müller, nichts für seinen Werth beweist.  
 Auch im Schnigekorb der großen todten Dichter kram' ich  
 nicht,  
 Les', statt ihrer Waschezettel, lieber ein modern Gedicht! —

## 12.

Der Inhalt macht das Lied noch nicht  
 Und nicht der Reime bunter Tanz —:  
 Ein namenloses Etwas liegt  
 Auf schönem Lied, wie Sonnenglanz —  
 Und weht daraus, wie Blüthenduft  
 Unfaßbar durch die Sommerluft.  
 Man heißt es „Stimmung“; doch es kennt  
 Der Dichter selbst nicht, was man so benennt.

## 13.

Die Kunst lockt nicht allein uns, ihre Anverwandten,  
 Es folgt ihr leider auch ein Rudel von Bekannten,  
 Die, was zu Ehren Jene bringen,  
 Schnell wieder in den Staub hinunterzwingen —  
 Und doch der Meinung sind, sie sorgten früh und spät,  
 Daß es der Kunst auf Erden wohl ergeht.  
 Ach! wo man geht und steht, sieht man die Vielgewandten,  
 Die Selbstgefälligen, — und nennt sie: Dilettanten! —

## 14.

Es geht in uns'rer Zeit ein seltsam Wesen um,  
 Das heißt „Parteilichkeit“ und scheint erlesen, um  
 Den Blick zu engen und den hellen Geist zu trüben,  
 Man bleibt beim Hüben steh'n und fragt nicht nach dem  
 Drüben,  
 Vergöttert ein Idol und macht's zum Ideal,  
 Sieht einen Winkel nur im weiten Geisteraal.  
 Nun, Gott sei Lob und Preis! die Welt geht immer weiter,  
 Mit ihr der Menscheng Geist auf ew'ger Stufenleiter.  
 Das Ideal läßt nie von Einem sich bemeistern,  
 Es lebt, es glüht, es flammt in Millionen Geistern! —

## 15.

Erhebt die alte nicht auf Kosten uns'rer Zeit,  
 Lebt freudig, kräftig mit! Der Horizont ist weit!  
 Ob wenig fertig noch, ob wenig auch vollendet,  
 Die bess're Zukunft doch uns manchen Herold sendet,  
 Dem lauscht! — Was todt, ist todt, versunken und be-  
 graben, --  
 Es will die neue Zeit auch neue Götter haben;  
 Ist wirr ihr Cultus noch, er wird dereinst sich reinen,  
 Um's Ideal, wie stets, der Menschheit Führer einen! —

## Anmerkungen.

### 1. Zu dem Gedicht „Das Venusbild“ —:

Valerius Catullus, der erste namhafte und vielleicht originellste römische Lyriker, gleich vollendet im leidenschaftlichen wie tändelnden Liebesliede, im politischen Spottgedicht, in volksthümlichen Hochzeitsgesängen wie im sozusagen „romantischen“ erzählenden Gedicht („Die Hochzeit des Peleus und der Thetis“), liebte die Schwester des berühmten Volkstribunen Clodius, ein sittenloses Weib, das seine leidenschaftliche Hingebung mit Verrath lohnte. Er konnte sie, die er in seinen Gedichten Lesbia nennt, trotzdem er schließlich mit ihr brach, doch nie ganz vergessen.

Der Dichter starb, erst 33 Jahre alt, im Jahre 54 vor Chr. Wer seine „Carmina“ gelesen, wird den Reiz begreifen, der zu diesem römischen Dichter hinzieht und die Art und Weise, wie er in meinem Poëm eingeführt ist, billigen.

### 2. Zu dem Gedicht: „Der Gottsucher“ —:

Die lateinischen Worte im ersten Theil sind der Missa Solemnis (Hochamt) entnommen und leiten die Hauptfäße dieser Messe ein. Die Verse im dritten Theile gehören der Missa pro defunctis (Requiem, Todtenamt) an. Der Stoff meiner Dichtung ist einer alten Deutschen Sage („Der Mönch von Heisterbach“) entlehnt.

3. Zu „Kunst und Leben“ Nr. 6 —:

„Das Leben ist nicht werth gelebt zu werden“

Dieser Vers findet sich in Dramor's „Requiem“, einer Dichtung, die mit Hamerling's „Schwanenlied der Romantik“ und Graf Schack's „Weihgefängen“ wohl das Bedeutendste ist, was die moderne sogenannte „Gedankenlyrik“ hervorgebracht. Aus dem Zusammenhang gerissen, könnte der Vers mißverstanden werden — ich gebe darum hier die vorhergehenden Zeilen:

„ — — Frommt es, wenn in Hütten und Palästen  
Wir unsre Eigenliebe eingemauert?

Die Krankheit naht, das Unglück späht und lauert,  
Und keine Vorsicht schützt vor rohen Gästen.

Die Glücklichen, wenn sie zurückgeblieben

Zu spätem Scheiden, drückt des Alters Last,

Und selbst der Sieche sucht die letzte Rast,

Die einzig ungetrübte, zu verschieben!

Und Alle, trotz Enttäuschung und Beschwerden,

Der in der Höhe, Jener in der Tiefe — —

Und Keiner doch, der nicht zum Himmel rief:

„Das Leben ist nicht werth gelebt zu werden!“ —

(Dramor's Gesammelte Dichtungen

3. Auflage. Seite 250—51.)



## Inhalt.

|                              | Seite |
|------------------------------|-------|
| Liebesfeier .....            | 3     |
| Serenade .....               | 4     |
| Barkarole .....              | 6     |
| Musik .....                  | 8     |
| Elfenhöf' .....              | 9     |
| Der fremde Spielmann .....   | 12    |
| Fabel .....                  | 15    |
| Im Sommer (1—10) .....       | 18    |
| Das Venusbild .....          | 29    |
| Die Insel .....              | 35    |
| Die Waldfrau .....           | 42    |
| Waldlieder (1—9) .....       | 45    |
| Der Gnomenfürst .....        | 57    |
| Die Geburt der Liebe .....   | 62    |
| Der Gottsucher .....         | 64    |
| Kunst und Leben (1—15) ..... | 73    |
| Anmerkungen .....            | 81    |